Ein Museum, das sich selbst erklärt

Autor(en): **Keller-Tarnuzzer, Karl**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Appenzeller Kalender**

Band (Jahr): **216 (1937)**

PDF erstellt am: **29.04.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-375008

Nutzungsbedingungen

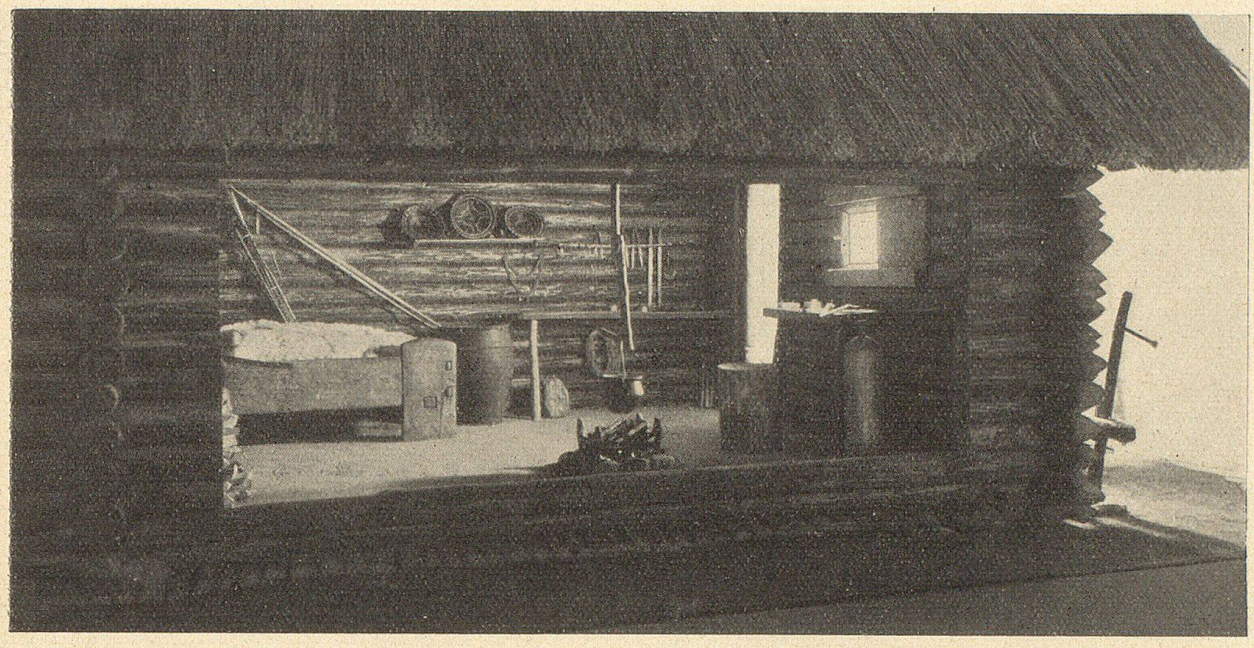
Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch



Heimatmuseum in Rorschach. Blick in die Bronzezeithütte. Rechts die Werkbank des Gießers, hinten rechts der Aufbewahrungsort der fertigen Produkte und links das Bett mit Pfeilen und Lanzen darüber.

Ein Museum, das sich selbst erklärt.

Von **Karl Keller-Tarnuzzer.**

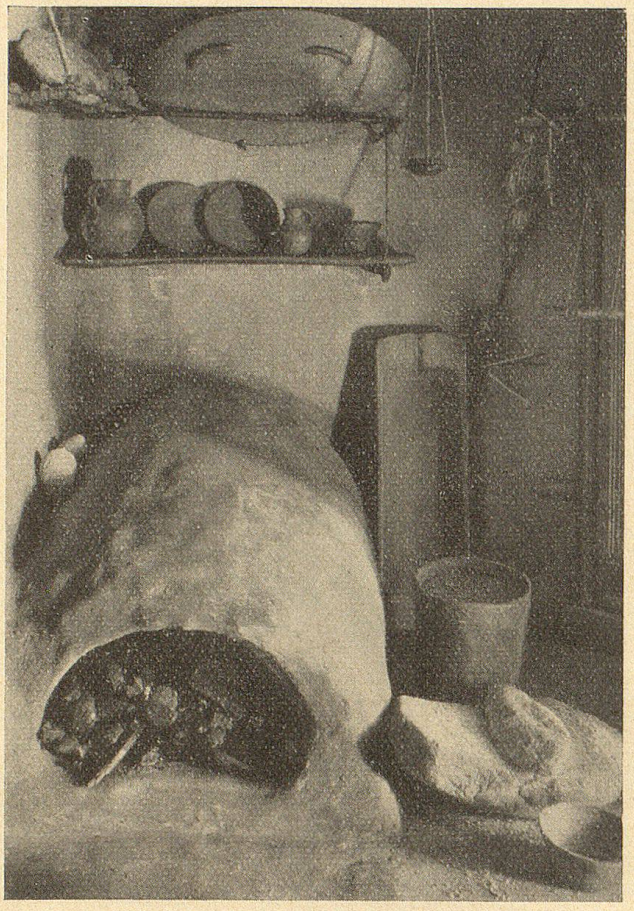
Unsere Museen gehören dem ganzen Volk. Sie sollen die heimische Natur verständlich machen; sie sollen zeigen, wie die Kultur sich im Laufe der Jahrhunderte entwickelt hat, sie sollen aber auch das alte Kulturgut retten, das dem Untergang verfallen ist, das aber doch für jeden besinnlichen Menschen von bleibendem Wert ist. Leider können aber die meisten Museen diese Aufgaben nicht in dem Maße erfüllen, wie es wünschbar wäre; denn den meisten fehlt es an Geld und vor allem am nötigen Platz. Deshalb sind sie gezwungen, ihre Schätze in gedrängter Fülle aufzustapeln, in einer Fülle, die den Besucher mehr verwirrt als aufklärt.

Im imposanten Kornhaus zu Rorschach ist in aller Stille ein Museum entstanden, das wie kein zweites in der ganzen Schweiz dazu berufen ist, eine Volksbildungsstätte vornehmster Art zu sein. Sein Schöpfer, Herr Lehrer F. Willi, ist sich von Anfang an klar darüber gewesen, daß etwas ganz Neues zu schaffen ist; etwas, das das ganze Volk lockt, das den Lehrer geradezu zwingt, mit seiner Klasse aufzumarschieren, mit einem Wort, ein Museum zu begründen, das sich selbst erklärt und zu stetem Wiederkommen verlockt. Sehen wir zu, wie diese interessante Aufgabe gelöst worden ist.

Daß die schweizerischen Elektrizitätswerke für die Schweiz von allergrößter Bedeutung sind, weiß heute jedermann. Daß ungezählte Millionen in den Kraftwerken stecken und unsere Täler immer mehr in den Dienst der Wasserwirtschaft gezwungen werden, kann man mit eigenen Augen allüberall beobachten. Man weiß auch noch zur Not, daß es Niederdruck- und Hochdruckkraftwerke gibt; aber wie diese Anlagen organisiert sind, wie sie arbeiten, das ist den meisten Leuten ein verborgenes Wissen. Im Rorschacher Heimatmuseum wird das nicht durch Bilder und Tabellen und langatmige Erklärungen erläutert, sondern durch große Modelle, die in Betrieb gesetzt werden können und an denen auch der Dümmste sich das fehlende Wissen ergänzen kann.

Man weiß, daß ein gigantisches Projekt besteht, den Bodensee zu regulieren und die Schiffahrt, die die Verbindung mit dem Meer herstellen soll, von Basel nach dem See zu verlängern, den Bodensee also gewissermaßen zu einem großen europäischen Binnenhafen zu machen. Das Museum in Rorschach zeigt nun mit prachtvoller Eindringlichkeit, wie dieses Werk gedacht ist. Man sieht die Stauwehren, die Schiffsschleusen in Modellen, und man sieht in hervorragend schöner plastischer Darstellung, wie das große Schiffahrtshindernis, der Rheinfall, umgangen werden soll, ohne das eigenartige Naturdenkmal zerstören zu müssen.

Die Ostschweiz und mit ihr auch Rorschach hat der Stickerei-Industrie ihre Glanzzeit zu verdanken und in der Gegenwart leider auch seine Not. Früher wußte jedes Kind dieser Landschaft, wie das Sticken vor sich ging; es wußte Bescheid



1. Heimatmuseum in Rorschach. Der Backofen in der Steinzeithütte. Rechts unten der Mahlstein für das Getreide, links oben die fertigen Brote in der Mitte hinten der hölzerne Backtrog.

mit den zuerst einfachen und später komplizierteren Maschinen, und schon in jungen Jahren lernte es auch, sie zu bedienen. Aber heute wächst eine Generation heran, die all diese Dinge nur noch vom Hörensagen kennt. Das Museum zeigt in schönster Weise den ganzen Entwicklungsgang, den die Stickerei bei uns genommen hat. Es zeigt die Aufeinanderfolge der immer verbesserten Maschinen, die alle im Original dastehen und zum Teil auch heute noch in Betrieb gesetzt werden können. Aufgang und Ende einer bedeutenden Blütezeit der Ostschweiz ist in drastischer Weise dargestellt, und es wird unserer und späteren Generationen immer guttun, sich in Rorschach in besinnlicher Weise in einer hoffnungsvollen Vergangenheit umzuschauen und daraus zu lernen, welche Wandlungen das Schicksal des Einzelnen und ganzer Gemeinschaften durchmacht.

In vielen Museen sieht man ausgestopfte Vögel in langen Reihen aufgestellt. Man wird sich sofort bewußt, daß es sich um tote Tiere handelt, und bedauert die schönen Geschöpfe unserer freien Natur. Das Prinzip der biologischen Gruppen, das da und dort bereits in Aufnahme gekommen ist, ist in Rorschach geradezu zur Wegleitung geworden. In stattlicher Reihe sind prachtvolle Kojen aufgebaut, die in künstlicher Beleuchtung jede ein Stück Natur darstellen, ein Seeufer mit dichtem Schilfbestand, in dem die Vögel in ihrer natürlichen Umgebung zu sehen sind. Wie lebend scheinen sie an den langen Schilfrohren auf und ab zu klettern; man sieht sie nisten und brüten, man sieht, wie sie die ausgeschlüpften Jungen betreuen. An einem andern Ort erblickt man ein Stück des offenen Sees, und auf dem blanken Spiegel tummeln sich die Enten, tauchen sie nach Nahrung, jagen sie sich in übermütigem Spiel. Da ist blühendes Leben, das nicht den toten Vogel zeigt, sondern die Art und Weise, wie er lebt, sich vor Gefahren schützt und sich nährt.

Die schönste Abteilung ist die, die in die ältesten Zeiten unserer Heimat führt, in die ferne Pfahlbauzeit der Steinzeit und Bronzezeit. Die Pfahlbauten sind von unserem Volke mit romantischem Schimmer verklärt worden. Wenn der Lehrer in der Schule von ihnen zu erzählen anfängt, dann leuchten die Augen der Kinder. Aber im Grunde genommen weiß die Allgemeinheit doch sehr wenig von unseren ältesten Vorfahren. Man weiß, daß es da Steinbeile gegeben hat und Feuersteinmesser, und man weiß, daß damals in unseren Wäldern noch der jetzt ausgestorbene Urstier und der Bär gejagt wurden. Aber heute hat man es gut. Man geht in das Heimatmuseum nach Rorschach, und man kann die Pfahlbauten erleben, ja, wirklich erleben! Ich bin im Herbst 1935 dort gewesen und konnte eine Schulklasse beobachten, die von zehn bis zwölf Uhr sich die Pfahlbauabteilung ansah. Die Knaben hatten um zwölf Uhr noch lange nicht genug und baten den Lehrer, nachmittags noch einmal kommen zu dürfen. In welchem Museum kommt so etwas sonst noch vor? Man muß es gesehen haben, wie die Schüler sich alles betrachteten, darüber diskutierten, die ausgestellten Gegenstände erprobten, und wie sie vor allem zeichneten und schrieben. Ich habe solche gesehen, die ein halbes Heft voll gezeichnet hatten und mit Eifer betonten, daß sie bald wieder kommen wollten.

Und was ist das Geheimnis dieser regen Anteilnahme? Da steht zunächst dem Eingang eine ganze Steinzeithütte in natürlicher Größe vor uns. Man darf eintreten, darf sich den Backofen ansehen, darf das fertiggebackene Brot betasten, darf sich überzeugen, daß tatsächlich mit dem Reibstein das Getreide gemahlen werden kann, darf den Webstuhl studieren, darf im Geschirrfach die verschiedenartigen Gefäße untersuchen; man darf die Steinbeile in ihren massiven Stielen von den Wänden holen, sieht die Pfeile im Köcher stecken, sieht die dräuenden Lanzenspitzen an die Mittelstütze des Hauses angelehnt, sieht die einfache Schlafbank und sieht noch vieles

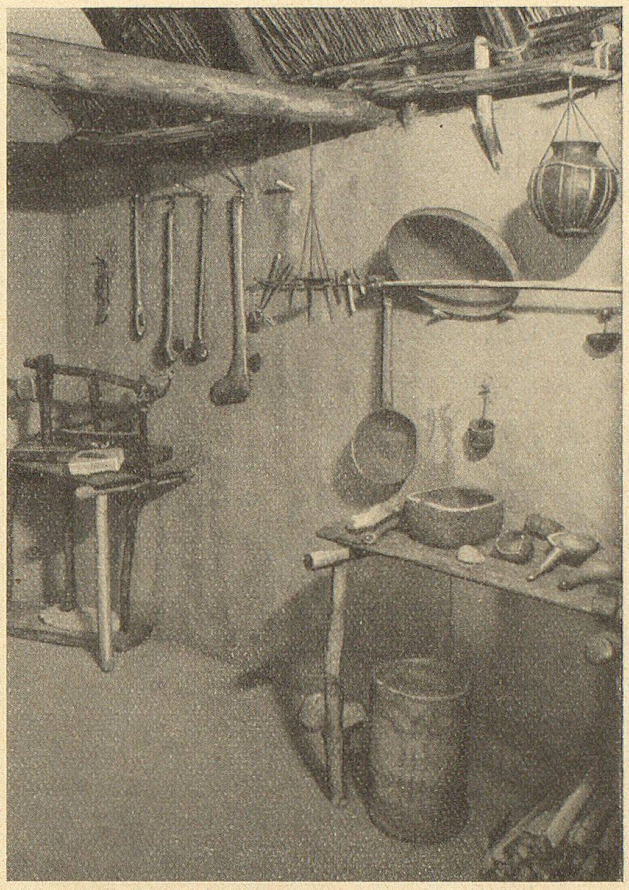
andere und wird nicht satt vom vielen Sehen! Nur den Pfahlbauer und die Pfahlbauerin mit ihren Kindern sieht man nicht mehr; aber es ist alles so echt, daß man jeden Augenblick meint, sie müßten gleich zur Türe hereinkommen.

Und dann kommt die stolze, mächtige Bronzezeithütte! In einer Ecke steht die Werkbank des Bronzegießers. Man sieht, wie er Waffen, Werkzeuge und Schmuck gießt, wie er die rohen Produkte hämmert und ziseliert. In langer Reihe stecken an der Wand die von ihm hergestellten Schwerter, die schöngeschweiften Messer, die prachtvollen Armspangen, die zierlichen Gewand- und Haarnadeln. Die Lanzenspitzen und Pfeile sind gebrauchsbereit. In der Mitte der Hütte steht der Feuerherd und an seiner Seite der Holzbock. Es kann jeder probieren, wie sich mit einer Bronzeaxt Holz spalten läßt, und er wird die Beobachtung machen, daß dieses Werkzeug außerordentlich tauglich ist, der heutigen Holzaxt trotz der etwas wunderlichen Form nichts nachgibt. Und dann sehe er sich einmal den Stolz der bronzezeitlichen Hausfrau an, das mannigfaltige Geschirr! Welche zierlichen Formen verstand der alte Töpfer herzustellen, wie prachtvoll heben sich die weißen Zierlinien vom schwarzglänzenden Untergrund ab! Man ist geradezu versucht, den Wunsch auszusprechen, einmal in einer solchen Hütte wohnen zu dürfen; denn sogar das breite Bett entbehrt nicht der Bequemlichkeit. Weiche und warme Felle lassen eine wundersame Nachtruhe in ihrem Schutze ahnen.

Und zu diesen beiden stattlichen Hütten kommen unzählige Modelle. Die verschiedenen Arten von Pfahlbauhütten verschiedenster Kulturgruppen sind zu sehen, Töpferöfen, Gießeröfen, Backöfen und andere handwerkliche Einrichtungen! Ein ganzes bronzezeitliches Dorf ist wieder aufgebaut, zeigt die Anordnung der einzelnen Häuser, der Gassen, die starke Holzpalisade, die das ganze Dorf umgibt, die Wehrgänge, von denen aus eine wirksame Verteidigung möglich ist, die Durchlässe, wo die Einbäume des Dorfes durchgelassen werden, die Anlegeplätze und viele andere Dinge.

So ersteht ein lebendiges Bild einer alten Kultur, die einst in unserer Heimat zu Hause war. Aber auch der Tod kommt zu seinem Recht. Zwei Gräber sind ebenfalls wieder hergestellt, beides Brandgräber; denn die Sitte der Totenverbrennung war schon in der Bronzezeit recht häufig. Die Leichenasche ist sorgfältig in großen Urnen gesammelt, und diese Urnen sind im Schutze von Steinkisten der Erde übergeben.

Kein Wunder, daß da unsere springlebendige Jugend in Schwung kommt und nicht fertig wird mit Studieren. Kein Wunder, daß da dem Lehrer die Möglichkeit eines Anschauungsunterrichtes geboten ist wie nirgends sonst. Kein Wunder auch, daß da der eine und andere nachdenklich wird und tiefer nachzusinnen beginnt



2. Heimatmuseum in Rorschach. Blick in die Steinzeithütte. Links ein Apparat mit dem Steine durchbohrt werden, darüber an der Wand Steinbeile, Holzgeräte, Feuersteinwerkzeuge.

über das Werden der Heimat, das Werden der menschlichen Kultur. Und wie es der Jugend geht, so geht es den Erwachsenen, wenn sie sich das Heimatmuseum in Rorschach ansehen, das Museum, das so bescheiden aussieht, sich so bescheiden ankündigt und doch allen Grund hätte, riesig stolz zu sein.

Die Engelwirtin.

Novelle von **Ulrich Amstutz.**

„Hansuli" — redete eines Morgens der staubtrockene Meister am Untertor des Städtchens zu mir — „Hansuli, du mußt schauen, daß du eine Zeitlang deine Füße unter einen andern Tisch strecken kannst. Der Mutter ist es nicht recht bas, sie muß liegen. Für mich kann ich schon etwas bröseln, aber für dich jungen Dachs langt es beim Eid nicht."

„Ist recht," sagte ich, und stand nach dem Mittagläuten mit blödem Hunger vor der Haustüre. Kam aber der Pi daher, der ausgetüftelte Klempnergeselle aus der Milchgasse, und nahm mich in seinen Kostlöffel im „Engel" mit.